

Liborius Olaf Lumma, Innsbruck

Überhöhung, Wandlung, Ökologie

Die Schöpfung in der katholischen Sonntagsliturgie

Biblische und liturgische Texte sind nicht vor dem Hintergrund aktueller ökologischer Fragen entstanden. Adressaten biblischer Verkündigung und liturgischer Rituale sind immer Menschen in ihren Erfahrungswelten. Dennoch eröffnet die Liturgie eine sensible Perspektive auf einen dem Willen des Schöpfers gemäßen Umgang mit der nichtmenschlichen Schöpfung.

Vorbemerkung: Mensch, Schöpfung und Glaube

Im Zeitalter eines gewachsenen ökologischen Bewusstseins, in dem auch Christen ihre Rolle innerhalb der Schöpfung neu zu interpretieren gelernt haben, ist ein erster Hinweis,

wenn man der Stellung der Schöpfung in der katholischen Sonntagsliturgie nachgeht, vielleicht nicht so selbstverständlich, wie er scheinen mag: Die biblische Botschaft richtet sich ausschließlich an den Menschen. Belebte und unbelebte Natur mögen als göttliche Zeichen interpretiert werden können (etwa Hagel, Heuschrecken und Dunkelheit in den ägyptischen Plagen in Ex 6–11), aber die in derartigen Zeichen vermittelte Botschaft ist nur an Menschen gerichtet (in diesem Fall an den Pharao und sein Volk). Auch die Tora verpflichtet nur Menschen. Die Tatsache, dass darin auch der Umgang mit Tieren einbezogen ist, ändert daran nichts: Das Gebot der Sabbatruhe gilt nach Dtn 5,12–15 auch für das Nutzvieh, aber für die Umsetzung dieses Gebotes hat ausschließlich der Mensch zu sorgen. Ebenso wie Verheißungen und Zusagen gelten auch Verpflichtungen nur für Menschen; für sonstige belebte und unbelebte Materie gelten nur die Naturgesetze, aber keine eigene ethisch relevante Offenbarung des Gottes Israels. Tiere (und erst recht Pflanzen, Steine und Himmelskörper) sind nicht verpflichtet, auf das Wort des biblischen Gottes oder seiner Propheten zu hören und sich daran zu halten. Durchaus ergeht an sie in der Bibel die Aufforderung, Gott zu loben (besonders auffällig z. B. in Ps 148 oder in Dan 3,57–90), auch wird ihr Gottesverhältnis thematisiert (etwa Ps 104,27–30), mit manchen Bestimmungen der Tora vergleichbare Sanktionierung von angemessenem Verhalten oder von Fehlverhalten ist damit aber nicht verbunden. Adressat dieser kosmologisch ausgerichteten theologisch-poetischen Texte bleibt immer der (glaubende) Mensch. Dass nicht-menschliche Schöpfung explizit erlösungsfähig und erlösungsbedürftig ist, deutet sich zumindest in Textstellen wie Ps 36,7b und Röm 8,19–22 an, ist aber kein so allgegenwärtiger Gegenstand biblischer Soteriologie wie das Geschick des Menschen.

Eschatologische Visionen wie Jes 11,1–9 kennen die Vorstellung einer friedfertig verklärten Tierwelt, die aber hier womöglich nur als Metapher für den Frieden insgesamt zu verstehen

PD DR. LIBORIUS OLAF LUMMA

ist Universitätsassistent am Institut für Bibelwissenschaften und Historische Theologie – Fachbereich Liturgiewissenschaft – und Mitglied der Redaktion von „Heiliger Dienst“.

und im Text eindeutig auf die (wohltuenden) Folgen für den Menschen bezogen ist: „Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Junge leitet sie.“ (Jes 11,6b), und „Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter und zur Höhle der Schlange streckt das Kind seine Hand aus.“ (Jes 11,8)

Neutestamentliche Briefliteratur und Johannesapokalypse sprechen von einer neuen Schöpfung bzw. neuen Welt (etwa Gal 6,15, Offb 21–22,4 oder der schon erwähnte Abschnitt Röm 8,19–22), stellen aber nicht konkret dar, inwieweit hier Tiere, Pflanzen oder Gesteine verändert bzw. neugeschaffen werden sollten. Ungeachtet der eschatologischen Perspektive einer neuen Schöpfung verdient schon die erste Schöpfung, „gut“ genannt zu werden (Gen 1,21). So stellt die Liturgie der Osternacht die Würde dieser ersten Schöpfung ebenso heraus wie den Aspekt des Neuen, das der Schöpfung eine bislang nicht erkennbare Dignität verleiht: „Allmächtiger Gott, du bist wunderbar in allem, was du tust. Lass deine Erlösten erkennen, dass deine Schöpfung groß ist, doch größer noch das Werk der Erlösung, das du uns in der Fülle der Zeit geschenkt hast durch den Tod des Osterlammes, unseres Herrn Jesus Christus [...]“. Diese Ambivalenz von schon vorhandener und dann doch übersteigter Dignität wird im Folgenden näher auszuführen sein.

Im Mittelpunkt des biblischen – und von dort aus auch des christlich-liturgischen – Schöpfungsbildes steht somit eher die Vorstellung einer Hierarchie zwischen dem Menschen und dem Rest der Schöpfung: Die Schöpfung ist von Gott dem Menschen unterstellt, sie dient ihm und er darf sie sich zu eigen machen (selbstverständlich findet diese Autorität des Menschen über die Schöpfung ihre Grenze darin, dass der Mensch diesen Dienst gemäß Gen 1,26 als „Gottes Ikone“ wahrzunehmen hat). Der Mensch jagt und verzehrt Tiere, er opfert sie im kultischen Kontext als Ersatzhandlung für menschliches Leben. Selbstverständlich darf er sich gegen Angriffe von Tieren mit allen Mitteln zur Wehr setzen, der Schutz vor gefährlichen Tieren ist sogar ein besonderes Geschenk Gottes an den Menschen (vgl. Ps 91).

Es darf daher nicht überraschen, dass in liturgischen Texten kein besonderer, heutigen politischen Vorstellungen entsprechender ökologischer Auftrag des Menschen zum Ausdruck kommt. Die diesem epochal drängenden Anliegen zugrundeliegende Entwicklung im 20. Jahrhundert konnten weder die Autoren der Bibel noch die der liturgischen Texte voraussehen. Dagegen kommt stärker die Hierarchie zwischen Mensch und sonstiger Schöpfung zum Ausdruck: Es wird in eigenen Motivmessen um gutes Wetter und gute Ernte gebetet, gegen Regen, für das Gelingen der Aussaat, zum Schutz vor Erdbeben, Regen, Unwetter und Sturm. Die Schöpfung begegnet in ihrem Dienst für den Menschen. Das liturgische Gebetsanliegen besteht in der Erfüllung menschlicher Bedürfnisse, im engeren Sinne *für* die Schöpfung, also um ihr Wohl unabhängig von menschlichen Bedürfnissen, wird nicht gebetet.

Trotz dieser Tendenz ist die Schöpfung zutiefst in liturgische Vollzüge eingebunden, mehr noch: Liturgie ohne Einbeziehung der Schöpfung wäre überhaupt nicht denkbar. Dies soll im Folgenden anhand von zwei Kerngedanken näher erläutert werden, zunächst der „Überhöhung“, dann der „Wandlung“ der Schöpfung.

Überhöhung und Wandlung der Schöpfung

In der Liturgie wird die Schöpfung überstiegen und überhöht: Die Erfahrung alltäglicher Vollzüge mit alltäglicher Materie wird durch Steigerung, Stilisierung und durch Aussprechen von Gebeten intensiviert und auf Gott bezogen. Die in der katholischen Theologiegeschich-

te vorgenommene und bis heute sogar als konfessionelles Identitätsmerkmal herausgearbeitete Klassifizierung bestimmter Vollzüge unter dem Titel „Sakrament“ zeichnet sich gerade durch eine solche Überhöhung und Stilisierung von Schöpfungsmaterie aus. Spätestens seit der Scholastik ist für die katholische Theologie die Denkfigur zentral geworden, dass Sakramentalität von der Inkarnation herzuleiten sei: Mit dem Kommen des Sohnes Gottes in die Welt wird die materiale Verfasstheit der Schöpfung in die Offenbarung Gottes aufgenommen und durch diese übersteigert. Ohne derartige materielle Symbolik gäbe es keine Sakramente: Damit erweist sich die Schöpfung als unverzichtbar und notwendig, damit liturgische und sakramentale Erfahrung überhaupt gemacht werden kann. Mehr noch: In ihrer Abhängigkeit und Abbildhaftigkeit gegenüber dem Schöpfer eignet ihr selbst sakramentaler Charakter: Sie ist ständiger Verweis auf den unsichtbaren Gott und wird auch unter dieser Rücksicht in die Liturgie einbezogen.

In den *sacramenta maiora* Taufe und Eucharistie kommt dies in besonders eindeutiger, ja geradezu archaischer Gestalt zum Ausdruck, nämlich anhand der dem menschlichen Alltag vertrauten Ur-Symbole von Wasser, Brot und Wein (neben weiteren optischen, akustischen und haptischen Elementen).

In der Eucharistie sind es die dem Alltag entnommenen Nahrungsmittel Brot und Wein, die durch das Herabrufen des Heiligen Geistes Vereinigung mit Jesus Christus vermitteln und zur Gegenwart für die Glaubenden machen. Dieses sakramentale Verständnis der materiellen Symbolik zeigt, wie in der Liturgie die Schöpfung in ihrer irdischen Verfasstheit gewürdigt und in die Glaubenserfahrung einbezogen wird, zugleich aber in ihrer irdischen Begrenztheit überwunden werden muss und überwunden werden kann: Sie wird überhöht, sie wird zu einem Mehr gegenüber ihrem reinen stofflichen Geschaffensein. Zugleich wird sie stilisiert, und zwar durch Reduktion auf eine archaische Urgestalt: Anstelle irgendwelcher kulinarischen Trends oder persönlichen Vorlieben entsprechenden Speisen und Getränke werden pures Brot und Wein verwendet. Diese Stilisierung bewirkt Fokussierung auf das Wesentliche. Beides, Überhöhung und Stilisierung, macht die rituelle Logik der Liturgie aus und hat in sich etwas Paradoxes: Die Schöpfung wird zugleich gewürdigt, übersteigert und überwunden.

Liturgischer Ort dieser Erfahrung ist zunächst Ostern – als genuiner Termin für Taufe und Eucharistie – und davon abgeleitet jeder Sonntag als Wochenpascha und somit regelmäßiger Termin für die Wiederkehr der Eucharistie. Alles andere, also Taufen und Eucharistiefeiern an anderen Daten als zu Ostern und an Sonntagen, ist demgegenüber sachlich sekundär.

Eng mit dem Aspekt der Überhöhung hängt die Vorstellung einer *Wandlung* der Schöpfung zusammen, die eben bereits angeklungen ist. Diese Idee, dass also Schöpfung neue Eigenschaften annehmen kann, die ihrer irdischen Verfasstheit nicht objektiv ablesbar und zuschreibbar sind, findet sich in den liturgischen Texten der römisch-katholischen Sonntagseucharistie recht häufig. Besonders naheliegend und nicht selten zu finden ist das in den Gabengebeten, in denen bereits Bezug genommen wird auf die Gegenwart Christi in Brot und Wein, die erst anschließend im Eucharistischen Hochgebet angerufen wird, z. B. „Nimm unsere Gaben an und heilige sie, damit sie uns zum Sakrament der Erlösung werden, das uns Heil und Segen bringt“ (3. Sonntag im Jahreskreis), „Mache diese Gaben zum Sakrament, das uns ewiges Leben bringt“ (5. Sonntag im Jahreskreis) oder „Nimm [die Gaben] von deiner Kirche entgegen und mache sie für uns zum Sakrament des Heiles“ (19. Sonntag im Jahreskreis).

Die Gabengebete der römisch-katholischen Sonntagseucharistie bleiben aber nicht bei der simplen und, wenn ihrem liturgischen Kontext entrissen, magisch missverständlichen Vor-

stellung einer Wandlung der Materie von Brot und Wein, wie sie in der scholastisch geprägten Sakramententheologie durchdacht worden ist, sondern sie beziehen eine umfassendere Wandlungsvorstellung ein, die sich auf die feiernden Menschen oder die gesamte Kirche bezieht. Auch diese sind trotz – oder besser: in! – ihrer irdischen Verfasstheit fähig, neue Eigenschaften anzunehmen und über sich hinauszuwachsen:

„Erhabener Gott, durch die Feier des heiligen Opfers gewährest du uns Anteil an deiner göttlichen Natur“ (5. Sonntag der Osterzeit), „[...] sooft wir die Gedächtnisfeier dieses Opfers begehen, vollzieht sich an uns das Werk der Erlösung“ (2. Sonntag im Jahreskreis), „[...] das heilige Opfer reinige uns von Sünden und mache uns zu neuen Menschen“ (6. Sonntag im Jahreskreis), „Gib uns durch diese heilige Feier die Gnade, dass wir uns über das Irdische erheben und suchen, was droben ist“ (Christi Himmelfahrt). Die hier anklingende Idee der Theosis, also der Vergöttlichung des Menschen, ist übrigens am stärksten erkennbar in den Texten der Weihnachtsliturgie, etwa wenn in der Christmette – wiederum im Gabengebet – verlautet wird: „Nimm [unsere Gaben] an und gib, dass wir durch den wunderbaren Tausch deinem Sohn gleichgestaltet werden, in dem unsere menschliche Natur mit deinem göttlichen Wesen vereint ist“, oder am Weihnachtsmorgen: „Wie Christus als neugeborener Mensch und als wahrer Gott vor uns aufleuchtet, so lass uns durch diese irdische Speise das göttliche Leben empfangen“, oder schließlich im Tagesgebet der Tagesmesse am 25. Dezember: „Allmächtiger Gott, du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen und noch wunderbarer wiederhergestellt. Lass uns teilhaben an der Gottheit deines Sohnes, der unsere Menschennatur angenommen hat“.

Zu den zentralen liturgischen materiellen Symbolen von Brot und Wein tritt nun noch das Wasser, namentlich das Taufwasser. In der wichtigsten Sonntagsliturgie überhaupt, der Feier der Osternacht, spricht das Segensgebet über das Taufwasser den Gedanken einer Überhöhung und Wandlung des menschlichen Ursymbols des Wassers aus, das zum Träger und Erfahrungsort des Heiles wird:

„Dieses Wasser empfangen die Gnade deines eingeborenen Sohnes vom Heiligen Geiste, damit der Mensch, der auf dein Bild hin geschaffen ist, durch das Sakrament der Taufe gereinigt wird von der alten Schuld und aus Wasser und Heiligem Geiste aufersteht zum neuen Leben deiner Kinder. Durch deinen geliebten Sohn steige herab in dieses Wasser die Kraft des Heiligen Geistes, damit alle, die durch die Taufe mit Christus begraben sind in seinen Tod, durch die Taufe mit Christus auferstehen zum ewigen Leben.“

Grundgelegt ist diese Bitte in der vorausgehenden biblischen Anamnese mit ihren Motiven Schöpfung, Sintflut (und damit bereits eine erste Form einer Neuschöpfung), Exodus durch das Rote Meer, Taufe Jesu im Jordan, Kreuzestod (Blut und Wasser fließen aus Jesu Seite) und Taufauftrag Jesu. Es ist mehr als bezeichnend für die Geschichte der katholischen Sakramententheologie, dass die Vorstellung einer Wandlung irdischer Materie nur am Modell der Eucharistie entwickelt wurde (Transsubstantiation), aber nicht wenigstens auch am Modell des Taufwassers!

Durch die Herabrufung der Gegenwart des Heiligen Geistes über das Wasser wird es über seine Eigenschaft hinaus, dem Menschen Reinigung, Erfrischung und zugleich Bedrohung vermitteln zu können, nun zugleich zum symbolisch-leiblichen Erfahrungsort für eine „übernatürliche“ Erfahrung: die Aufnahme in ein neues, unzerstörbares Leben in der Gleichgestaltung zu Tod (Eintauchen) und Auferweckung (Auftauchen) Jesu Christi.

Ökologische Sensibilität?

In den Texten der katholischen Sonntagsliturgie ist die Schöpfung also präsent, allerdings begegnet sie zumeist zielgerichtet auf das Heil des Menschen. Es gibt zwar auch allgemeinen Lobpreis Gottes für seine Schöpfung (etwa in der Präfation des 4. Hochgebetes: „Alles hast du erschaffen, denn du bist die Liebe und der Ursprung des Lebens. Du erfüllst deine Geschöpfe mit Segen und erfreust sie alle mit dem Glanz deines Lichtes“), aber im Mittelpunkt steht diese Dimension des biblisch-christlichen Schöpfungsbewusstseins nicht. Auch betet die Sonntagsliturgie nicht *für* die Schöpfung, sondern sie sieht die Schöpfung als Mittel für das Wohlergehen des Menschen: Gott wird nicht angerufen um der Gaben von Brot und Wein oder um des Wassers willen, auch nicht um der Tiere oder der Erde willen, sondern ausschließlich um des Menschen willen. Die Schöpfung gerät um ihrer Nützlichkeit für den Menschen in den Blick, das gilt für Brot, Wein und Wasser genauso wie bei den schon erwähnten Votivmessen, die das römisch-katholische Messbuch bereithält: bei der Aussaat, zum Erntedank, bei Hungersnot usw.

Wie ist dieser Befund zu bewerten? Die katholische Liturgie hat definitiv keine im modernen, gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Sinn zu verstehende ökologische Sensibilität. Man sollte es durchaus als Defizit empfinden, dass sich das heute omnipräsente Anliegen der Bewahrung der Schöpfung, das vor dem Hintergrund des jüdisch-christlichen Gottes- und Schöpfungsverständnisses auch die religiösen Menschen zum Gebet und zum Handeln drängt, nicht in den alten liturgischen Texten der Sonntageucharistie niederschlägt. Angesichts von so vielen Votivanliegen, die ein eigenes Messformular erhalten haben, wäre es wohl geboten, dem Messbuch auch eine Votivmesse „um die Bewahrung der Schöpfung“ hinzuzufügen oder geistliches Gut wie den Sonnengesang des Franz von Assisi zum festen Bestandteil kanonischer Liturgie zu machen, als dass die Schöpfung im liturgischen Gebet immer nur zweckgebunden auf das menschliche Heil erscheint.

Andererseits darf man dieses Ungleichgewicht nicht der Liturgie per se anlasten. Bezugsgröße des kirchlichen, ritualisierten Selbstvollzugs ist nun einmal die irdische Pilgerschaft zum himmlischen Jerusalem, die die Kirche vollzieht. Anders gesagt: Die Liturgie ist um des Menschen willen da; er soll aus ihr Sinn, Orientierung und Kraft schöpfen. Die Liturgie ist nicht dafür eingerichtet, Tieren eine sinnstiftende existenzielle Erfahrung zu ermöglichen – ob nichtmenschliche Wesen aus ihrem eigenen subjektiven Erleben heraus überhaupt liturgischer Erfahrungen bedürfen, entzieht sich unserer Kenntnis. Liturgische Gebetsinhalte und liturgische Symbolik speisen sich daher notwendigerweise ausschließlich aus menschlicher Erfahrung und sind auf den Menschen bezogen: Brot, Wein, Wasser, Öl, Stoffe, Gesten, Geräusche und Bewegungen entsprechen menschlicher Rezeptionsfähigkeit, und es ist dem Menschen nicht möglich, dies in adäquater Form auf die Ur-Erfahrungen anderer Lebewesen oder der unbelebten Materie zu transferieren. Der Mensch kann seine Existenz nicht auf andere Weise ritualisiert verdichten und in Beziehung zu Gott setzen als unter Rückbezug auf ausschließlich menschliche Erfahrungswerte von Leiblichkeit und Ästhetik. Konsequenterweise ist daher auch die Gestaltung von Segensfeiern von Tieren, Pflanzen oder Gegenständen einzig und allein an der menschlichen Wahrnehmung orientiert: Sofern eine Segnung von Nutztieren, Haustieren, Motorrädern oder Äckern etwas „bewirkt“ und verändert, dann gewiss nur bei den Menschen, die diese Rituale mitvollziehen, aber nicht bei den Tieren oder Gegenständen selbst, für deren Gottesbeziehung und persönliches Dasein in Raum und Zeit

solche menschlichen Vollzüge irrelevant sind – auch wenn manch naive Frömmigkeit etwas anderes glauben möchte. Kurz gesagt: Christliche Liturgie hat eine eminent anthropologische Basis.

Dennoch hat richtig verstandene und mitvollzogene Liturgie sehr wohl das Potenzial, Sensibilität für politisch-ökologische Anliegen zu wecken. Vermutlich ist dies sogar eine unausweichliche Konsequenz, wenn Menschen ernst nehmen, was sie in der Liturgie tun:

In den liturgischen Texten und Symbolen vergegenwärtigt der Mensch das Geschaffensein alles Geschaffenen und ordnet sich selbst darin ein. Menschliche Ur-Erfahrungen werden in der Symbolik von Brot, Wein, Wasser usw. intensiviert, ja in einer kurzlebigen, materiell reichen und konsumorientierten Welt vielleicht überhaupt erst durch die Liturgie ermöglicht: Der Mensch nimmt das ihm in der Schöpfung Gegebene als Geschenk an und bezieht es durch das steigernd-stilisierende Ritual auf den Schöpfer. Der Mensch dankt für das, was ihm gegeben ist. Der Mensch benötigt dieses Geschenk, um überhaupt adäquat Liturgie feiern zu können, da diese kein ausschließlich geistiger, gedanklicher Akt ist, sondern erst durch die Einbeziehung der sinnlichen Ebene zu dem wird, was sie ist. So erfährt sich der Mensch als Bedürftiger, als Empfangender. Er ordnet sich damit in die Schar der Geschöpfe ein. Innerhalb der Schöpfung mag der Mensch eine besondere Stellung einnehmen, da er über Eigenschaften verfügt, die allem anderen Geschaffenen fehlen; zugleich ist er in seiner Räumlichkeit und Zeitlichkeit aufs engste mit Tieren, Pflanzen und Gegenständen verwandt und verbunden: in seinem Geschaffensein, in seiner Bedürftigkeit, zugleich in seiner Würde.

Wird dies ernst genommen, kann es nicht ohne Auswirkungen auf das Verhalten des Menschen gegenüber der Schöpfung bleiben: gegenüber anderen Menschen, gegenüber Tieren, gegenüber Grundnahrungsmitteln, gegenüber der Natur, gegenüber der Technik mit ihren Chancen und Gefahren, gegenüber kommenden Generationen, gegenüber der Zukunft. Gerade weil alles Materielle aus der Perspektive Gottes gut ist und obendrein fähig, durch Gottes Kraft überhöht und gewandelt und in die Ewigkeit einbezogen zu werden, kann der Mensch, der dies – nicht zuletzt in der Liturgie – erkennt, gar nicht anders, als die Schöpfung so zu behandeln, wie sie in der Perspektive Gottes behandelt werden soll:

„Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von dem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen. Wie könnte etwas ohne deinen Willen Bestand haben oder wie könnte etwas erhalten bleiben, das nicht von dir ins Dasein gerufen wäre? Du schonst alles, weil es dein Eigentum ist, Herr, du Freund des Lebens. Denn in allem ist dein unvergänglicher Geist.“ (Weish 11,24–12,1)

Stellt sich diese Wirkung nicht ein, so dürfte dieses Defizit jedenfalls nicht durch Einfügung belehrender Teile in die Liturgie behoben werden – damit würde die Liturgie ihren Wesenskern verfehlen und zur rituell verbrämten Informations- und Moralveranstaltung mutieren –, sondern durch einen sensiblen Umgang mit den Texten und Symbolen der Liturgie selbst.